

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

276 (27.11.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der „photographierte Mörder“

Von Alfred Londi

I.

Der Fotografen Jekow kam eines Tages, ein Handwerksbursche, ziemlich verstaubt und heruntergekommen, und bettete eine Photographie ab. Er hatte weder Hunger noch Durst, wollte keine ungeliebten Kleider oder almodische Stiefel — er bettete eine Photographie ab.

„Würden Sie mir ein Bild machen, als Almosen?“
„Wenn es Ihnen Spaß macht — warum nicht? Kommen Sie her.“ — So, wie Sie geht und steht?“

Der Fotografen ließ den Handwerksburschen vor sich die Treppe hinaufgehen, ein Stadtwert und noch ein Stadtwert. Vorsichtshalber, obwohl Michael Jekow ein durchaus gutmütiger Mensch war, ließ er dennoch keine Sicherung außer acht. Ihm ging das so, wie es hinter diesen Leuten geht, die ein wenig schwer schmecken und immer mit sehr feuchten Lippen sprechen. Sein Mißtrauen entspringt nicht zuletzt aus einer Eigentümlichkeit seines Berufes: Schon oft hatte er gefunden, daß seine Kunden auf den Bildern etwas anders und wahrheitsföhriger ausahen, denn in Wirklichkeit. Man konnte auf einen Menschen ohne seine Photographie nichts sehen.

Als oben im Glaszimmer der Photograph den Apparat einstellte, sah er zu dem Handwerksburschen die peinlichen Worte hören: „Bitte, nicht freundlich“, doch dieser die flache Hand gegen Michael Jekow: „Sagen Sie das nicht. Machen Sie unangenehm eine belanglose Aufnahme, als wäre sie für das Verbrechenalbum des Polizeikommissars.“

Der Fotografen, in einer Bedrängnis, blinzelte gewissermaßen sich selbst zu, belächelte und versuchte hernach in ein Gespräch mit dem kühnen Handwerksburschen zu kommen. Halb aus Neugier, halb aus Frust.

„Dabei wohl eine Braut dabei, der Sie das Bild schicken möchten. Verstehe durchaus Ihren Wunsch.“

„Sie verstehen ihn nur halb, edler Mann. Ich habe eine Braut dabei, der ich das Bild schicken möchte. Vielleicht hat sie recht.“

„Wie?“

„Sie behauptet, ich sähe aus wie ein Mörder. Sie liebt mich unendlich, wie nur ein armes Mädchen lieben kann, aber ihr Herz macht unheimlich, so oft ich Abschied von ihr nahm. Sie nannte mich manchmal ihren süßen Mörder und wußte nie, warum.“

„Dabei Sie eine Ahnung?“

„Ja, die Weiber.“

„Dabei ich auch schon bedacht. Aber die Sache muß doch einen Grund haben, sonst wäre mir nichts aufgefallen. Denken Sie daran, daß ich ein Mörder bin.“

Der Fotografen ärgerte in einiger Verlegenheit: „Ich muß schon sagen, daß mich das komisch berührt.“ Im Grunde genommen geht ihm der Bursche sehr und interessiert ihn auf das höchste. Sie gingen schweigend die Treppe hinunter.

Schon gegen Mittag des nächsten Tages sah der Fotografen nachdenklich in seinem Atelier, vor sich den ersten bräunlichen Abzug des Bildes. Gegen fünf Uhr wollte der Handwerksbursche vorprechen. Ganz demütig wegen seiner Photographie vorprechen. Mindestens fünf Stunden Zeit hatte Michael Jekow, um über die Sache nachzudenken.

Etwas stimmte nicht in dem Bilde. Und doch die alte Geschichte: ein unheimlich dämonischer, harmloser Mensch ist eine unheimlich dämonische Person geworden. Aber ein Mörder? Ein Dieb, ein Dieb vielleicht, der unbemerkt in die Kasse kam; ein Dieb, der zu bequem wäre, durch ein Fenster einzusteigen, der nur zu häufig eine Brosche nimmt oder ohne sonderliche Berechnung in eine fremde Tasche greift?

Nein. Für einen Dieb ist er zu ehrlich. Aber ein Mörder? (Der Fotografen drehte sich um, ab er nicht schon hinter ihm stünde.) — Natürlich. Der Mann hat nicht genug zu essen, schläft nicht warm und sauber, daher die geheimnisvollen Blicke und der brennende Blick.

Um drei Uhr war sich Michael Jekow noch nicht im klaren. Um vier Uhr begann er, den Abzug noch einmal von vorne zu studieren. Er hätte die Hände mitphotographieren sollen, ein großes Porträt machen müssen, um sich diesmal nicht zu irren. Ihm selbst kam der Fall wichtig genug vor, ihn einer eingehenden Prüfung zu unterziehen.

Was heißt hier Prüfung? Er hatte noch nie einen Mörder photographiert. Immerhin konnte er sich vorstellen. Solch ein ovales Gesicht haben, aus dem die Backenknochen nicht hervortreten, mit einem über den Mund fallenden Schnurrbart, in dem der Schaum biden Bieres schon oft geliebt haben wird.

II.

Punkt fünf Uhr kam der Handwerksbursche, gab dem Fotografen die Hand, schaute ihm lange in die Augen, bemerkte eine gewisse Verlegenheit in Jekows Gesicht und dachte sich: „Aha.“ — Schweigend nahm er das Bild entgegen, bedachte sich, wie es seine Art war, recht herzlich, langte an die Nase und ging dann im grellsten Sonnenchein in die Hauptstraße hinunter, die in tausend Jahrmarktstagen leuchtete.

Nach einigen Minuten ungewissen Wandern bog der Bursche in eine schmale, tüble Straße ein. Sobe freundliche Häuser standen nebeneinander wie verlassene Kasernen, in denen manchmal ein Fenster kitzelt oder ein Schuß fällt. Irrendwo spielte einer Trompete.

Vor der Herberge „Zum Mosadamer“ machte der Bursche halt, trat mit einem leisen Gruß in die unheimlich große Gaststube. Er ließ sich Tee mit Schnaps kommen, schüttete ihn heiß hinunter und zog dann — mit einer Bequemlichkeit, die sonst nie an ihm zu beobachten gewesen wäre — den gelben Umhang mit dem Bilde aus der Tasche.

Bevor er das Bild betrachtete, schmunzelte er, lachte er (wie kann ein Mensch nur so einseitig sein!), kreuzte er die Arme, zwirbelte sich den Schnurrbart und sumimte eine Großstadtmelodie vor sich hin, die über alle Maßen lustig und spasshaft war, klopfte den Takt mit den Füßen und hustete recht behaglich und mit erschüttertem Verlangen über den eigenen verklärten Tisch. Dann legte er die Hände überst in den Schoß, dann auf die Tischplatte, legte die Hände übereinander, trankte sich unter der Äsche, zog die Beine an und streckte sie, palste sich auf die Schenkel und erichrat. Vor ihm lag die Photographie. Noch eingewickelt. Im gelben Umhang.

Er lachte noch einmal, aber unruhiger als vorher, trommelte mit den schwarzumrandeten Fingernägeln auf der Bank, fuhr sich gelangweilt durch das blonde Haar, zog eine halbe Zigarette hinter dem Ohr hervor, kündete sie an und blies den Rauch in zwei starken Wolken bestig durch die Nase. Als er den Wirt mit einem Weller hantieren sah, fiel ihm seine Braut ein, hunderte Wert von hier. Eine schöne Braut. Einmal wird er Glück haben und sie heiraten. Einmal wird er zu Geld kommen und eine Rube aufmachen. Einmal — ja einmal. Endlich tat der Wirt das Meiste was.

Vorsichtig nahm der Handwerksbursche das Bild aus dem Kuvert, blies die wispigen Säubchen we, ehe er es betrachtete und verlegte sich langsam lautlos und andächtig in seine Photographie. Er lachte nicht mehr. Das Lachen war ihm für immer vergangen. Seine Augen wurden feucht und bekamen einen seltsamen Schimmer. Die Hände zitterten ihm. Und doch legte er das Bild beruhigt auf den Tisch. Nun wußte er mehr. Nun konnte seiner mehr kommen und ihm ermuntern. Nun fühlte er mit einem tiefen Gemut die tödliche Gewalt seiner Seele. Inzwischen war es tiefe Nacht geworden.

Der Schlaf in der Herberge tat dem fesselnlosen, irrenden Handwerker gut. In der Frühe gab er dem Wirt sein Geld und verließ pflegend das große unfreundliche und doch irgendwie warme Haus. Witten in der Stadt lag der Bahnhof.

In ein paar Stunden hatte der Zug die hundert Werte zurückgelegt. Mittags lachte er seine Braut auf dem Felde. Allein, sie machte ein erschrockenes Gesicht und wollte nichts mit ihm verabschieden.

Schließlich einigten sie sich auf den Abend im Tannenwäldchen. Beim Schein einer elektrischen Taschenlampe setzte er die Photographie ab.

graphie, die sie mit tausend Küßen bedeckte. Dann leuchtete er dem Mädchen mit der Lampe ins Gesicht und sah, daß ihre Burch so groß war, wie ihre Liebe. Unendlich groß. Ihn aber erfasie eine Sehnsucht nach grenzenloser Einsamkeit. Und er ließ sie mitten in der Nacht stehen und verschwand in der mächtigen Dunkelheit des hohen Waldes.

III.

Der Schluß der Geschichte ist nicht alltäglich. Entbeht er doch trotz seiner tragischen Sübe, nicht eines grotesken, humoristischen Schimmers.

Viele Tage waren vergangen. Der Bursche irte umher, betraut sich, schlief im Dru oder unter einer Brücke. Das Mädchen weinte und trauerte, freute sich aber doch im geheimen über die Kühnheit des Burschen, den sie oft abends am Rand des Feldes oder in der wintlichen Nachbarschaft aufsuchen sah und wieder verschwinden. Einmal würde er kommen und sie heiraten — wann? Sie dachte die fixe Idee seiner Einsamkeit.

Er selbst konnte sie kaum ertragen. Sie war ihm über den Kopf gewachsen. Er hatte einst Angst, ein Mörder zu werden und war nun so weit, über die Angst ein böses Gelächter auszuatmen und sich aus dem oben Haus der Einsamkeit ins Freie zu fügen.

So pfiff er denn in der Dunkelheit einmal seinem Mädchen, das verzückt ans Fenster eilte und ihn auf die Wohnung zukommen sah. Während er sich ratlos auf die fette feinerne Treppe des Hauses lehte, steckte sie sich noch zwei Kämme ins Haar und strümmte mit fliegender Schürze die Stiegen hinunter. Unglücklicherweise sah sie ihren Burschen nicht auf der Treppe sitzen, fiel mit einem traumverlorenen Aufschrei über ihn und brach das Genid.

Er ging mit erschrockenem, schmerzdem Gesicht seines Weges. Beim Aufspringen auf einen durchfahrenden Zug hinter der Bahnhofstation soll er verunglückt sein.

Seine Flucht vor sich war am Anfang falsch. Als er mit der Eisenbahn davon wollte, schien jeder Zweifel ausgeschloffen, daß er verurteilt war. So einfach lag die Geschichte mit dem „Mörder“ denn doch nicht.

Konzerte

Kirchenchor der Christuskirche. Mit einem selten gehörten Orgelwerk von Späth leitete Hermann Kniezer das Sanktagskonzert in der Christuskirche ein. Der Organist verstand die einzelnen Teile der Tocata durch eine nicht zu weiche Resonanzierung plastisch herauszubringen. Neben dem Vorläufer Bachs waren noch Chor- und Orgelwerke von Bach selbst, von Lotfi und Reger aufgenommen. Ein Gebet für Cello von den jüngst hier verstorbenen Komponisten Gerpacher und ein kleiner Chor aus dem Binszen Bachner bildeten den Schluß des sehr gut besetzten Konzertes. Der Kirchenchor, alschiel ob er Reger oder Bach sinat, weiß immer die Grundstimmung festzuhalten. Gertrud Baas sang in der diese Werke wahr und charakteristisch. Gertrud Baas sang in der Kirchenkantate das Alt-Solo mit Wärme und Natürlichkeit und mit einem Regenschor, der erkennen ließ, daß ihr Bach nicht fremd ist. Regina Schickelhuber hat einen weichen, leicht beweglichen Sopran. Robert Kiefer vermied alle zu stark wirkenden Agitationen, sein Tenor hat auch in der Kirche einen schönen, weichen Timbre. Vertha Peters, Bollmaier zeigte an Lotfi, daß sie dank einer sicheren Technik ihrem voll klingenden Cello schon schattierte Töne zu entlocken weiß. Hermann Kniezer begleitete mit arten Orgelstimmen, so daß die Solistin immer dominierte konnte.

Sanktagskonzert in der Stadtkirche. Mit einer strengen alten Weise aus dem Jahre 1500, die der Chor mit klarer und voller Tongebung verlebendigte, leitete das Programm über zu einer Fuge von Bach selbst, dann wieder zu einem Chor aus Schickelhuber und Lotfi, dann folgte ein Orgelkonzert von Bach, eine Orgel-Kantate und zum Schluß die Kantate „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit“. Das Orgelkonzert von Wilhelm Kumpf zeigte Ueberrislichkeit und Detail des Ausbaus, Plastik und eine Resonanz, die alles Sittliche ausschaltete. Hans Mann hat mit seinem Chor Heilig gearbeitet. Alle Stimmen kamen den klaren Weisungen ihres Leiters nach. Wie rühmliches und dynamisches Leben in der Übergabe der Bachkantate. Erna Sedworf, sowie Liesel Lena haben Schmelz und Subtilität in ihren Stimmen. Auch Otto Wieber und Hermann Klein sangen ihre Partien mit träftigem Ton und guter Auffassung. Das Gotteshaus war dicht besetzt.

„Euer Marsch nach Frankreich wird ein Triumphzug sein! Er trifft einen Feind, den die Anarchie bereits auf die Knie geworfen hat. Einen Feind, der das Gift schon in den Knochen hat. Ein vom Tode gezeichnetes Volk ist fähig, aus Angst vor dem Arica zu rebellieren und dem Volkshemismus zu verfallen. Staliener! Ihr habt euch in dreizehn Jahren den Sieg opferbereiter Geschlechter anezogen! Kein Staliener, der zu murren wagt! Und wo sich dennoch ein Murrender zeigt, verfällt er schimpflichem Tobe! Ihr seid Wegbereiter eines neuen Schicksals. Morat oder strahlende Höhe! Die Wabi fällt Faschisten nicht schwer. Heute nacht wird untre Luftflotte Frankreich in einen Kirshof verwandeln! Unfre Armeen haben dann nur noch die Trümmer des französischen Volkes zu besichtigen. Es lebe der Sieg!“

Das schwarze Menschenmeer lobt, entsefelt, schrankenlos. Gehören diese von Trieben verhäßlichen Geschöter noch Menschen an? Menschen in denen der Gottesfunke glimmen soll? Ist das nicht Dämonie? Urtrieb der Erde, der Menschenturen zu tiefer Knechtschaft erniedrigt? Oder ist es Wille zu höchstem Opfer, gebracht zum Dienst an der Erde?

Oben in seinem verdunkelten Saal steht der Beherrscher eines Volkes, hämmert mit den Fäusten gegen seine Brust: „Stegen...! Siegen...! Denn wir glauben an uns...!“

XXIV

„Ich habe Frau von Bassancour hierher beordert, weil sie dem Ministerpräsidenten eine wichtige Mitteilung zu machen hat.“ — Diese Worte spricht ein Uhr nachts ein General zu dem Offizier, der den Zugang zum Außenministerium kontrolliert.

„Dank für Ihre Hilfe, lieber General. In dieser unseligen Nacht wäre ich sonst schwerlich bis hierher vorgekommen.“ Germaine reicht dem Offizier die Hand und eilt die Stufen hinan. Geisterhaft stehen links und rechts die Wachenposten. In den Gängen herrscht kesselnde Stille. Nirgends Diener. Nur blaue, unbewegliche Uniformen. Germaine geht ratlos über die Teppichläufer. Wie aus dem Boden gewachsen steht plötzlich der Pressechef vor ihr. „Was wollen Sie hier, mitten in der Nacht, gnädige Frau...! Robert sieht sie aus übermäßigen Augen an.“

„Wenn ich ein kurzes Wort mit Baron Saint Brice... das heißt, ich möchte nur...“ Sie stockt und weiß nicht, was sie sagen soll.

Robert schießt eine der Türen auf. „Treten Sie bitte inzwischen hier ein... Den Baron sprechen? Ausschloffen im Augenblick. Immer noch Ministerat... Wie sind Sie überhaubt durch die Straßen gekommen? Wir sitzen seit Mittag hier und haben keine Ahnung, wie es draußen aussieht...“

Germaine tritt, verzweifelte Angst in den Augen, auf Robert zu. „Ist es wahr, daß man Herrn Brandt heute nacht... Sagen Sie mir, ob er erschossen ist...“

Robert küßt den kalten Atem der blonden Frau. „Erschossen? Bis jetzt noch nicht...“

(Fortsetzung folgt.)

WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag Hamburg-Bergedorf

Dahinter rüsten die Russen! Ah! Hatte der vermeintliche Deutsche recht gehabt? Wie hätte er gekunt...? ... die Rolle Armees ist kein Instrument für die Wänsnispolitik kapitalistischer Mächte... Hatte deshalb der russische Volkshater heute nachmittags so häßliche Mundwinkel gehabt? — Deutschland, Mitteleuropa, Frankreich, Überstand! Wenn jetzt Brandt in Paris die Macht ergreift! Sowjet-Frankreich! Der Feind, der sich nun auch im nahen Westen organisieren will! Oben springen aus über die höchsten Alpen Gipfel! Und hinter den roten Ideen fließen rote Wobelhäuten nach...!

Capponi wird von Kiefern geschüttelt. Sein Stern — ist er schon im Erlöschen? Italien — wird es mitgeschleift in die Schlammwüsten einer ranelosen Menschenerde, beherzigt von einer Handvoll Minderwertiger? Der verkappte Friedensteufel in Paris fürst heute nacht das bürgerliche Regiment in Frankreich... die Lamine muß über Europa weiterrollen...!

Der Duce führt wie verlost durch das Zimmer. Aber Italien lebt! Angebrochen in seiner Kraft und seinem Abwehrwillen! Wo bleiben sonst die Träume, die den Duce durch Tage und Nächte aneheitet haben? Der andere da draußen in Frankreich sollte der Stärkere sein? Capponi schlägt mit den Fäusten gegen die Wand, dorthin, wo der schwarze Kreis das rote Zentrum bezeichnet: Paris. „Nein! Nein! Nein!“ führt es mit glühendem Atem aus seiner Kehle. Nein, Britman sollte nicht das Wert des Ormusd zum Scheitern bringen! Er, Alessandro Capponi, war seinem Volk Lichtbringer gewesen! Ebe die eiternden Wunden im Osten und Westen Europas weitertrafen und die geschwächten Organismen der andren Völker in den Frühlingstosen hineinscherten, mußte das italienische Schwert daswischenlagen und die Wunde ausbrennen! Mission Italien! Sinn des Faschismus! Blutvolle Aufgabe eines Frühlingstomewolkes! Würde nicht auch Christus sein Blut hergeben? Waren nicht vor Jahrhunderten Gläubige zum Kreuz aus gegen Ungläubige ausgezogen? Jetzt war Italiens Stunde, das Kreuz zu eröffnen! Gegen Frankreich! Nein! — nur gegen das Böse, das sich dort zu verkörpern begann: Leon Brandt!

Der Duce ist nicht mehr Herr seiner selbst. Der Kampf ergreift ihn. Er fühlt sich Werkzeug einer höheren Instanz. Genialische Kraft verliert sich in mystische Bezirke. Klares Denken mischt sich mit der Inbrunst dunkler Triebe. Oder ist dieser Kampf nur Angst vor dem nackten Einseitigsein, daß auch die Großen der Erde ihrem unheimlichen Abtismus unterworfen sind, dessen Donamit weise erkannt und ins Menschenblut aufgenommen sein muß, weil sie auch des stärksten Menschenwillens spottet?

Capponi bleibt plötzlich mitten im Saal stehen. Macht eine Handgebärde, als jete er sich zur Wehr gegen die anbrängende Uebermacht einer irrationalen und unfontrollierbaren Beweissführung. Der Staatsmann gewinnt plötzlich wieder die Oberhand über den Mystiker und Romantiker. Kristallklar überblickt er die Lage: dort in Paris ein Kampenschlösser, dem Diktator Roms ebebürtig und vollauf gemacht. Sibt dieser genialische Teufel erst fest im Sattel, beginnt er erst seine reale Macht zu organisieren, dann muß hier den Duce ein Kampf um Sein oder Vernichtung einziehen! Dann Ruhe wird er nie geben, der Parrier Teufel, wenn er erst Europa seinen Willen aufgezungen hat! Dann kommt Italien als seine Beute auf Programm! Brandt wird nicht zurückweichen, bis der Sieg ihm gehört oder bis er vorher in seiner eigenen Blut verbrannt ist! Also kein Tag darf ihm gelassen werden, seinen Thron aufzurichten, seinen Willen in Macht aufzusetzen! Morgen schon kann er zu stark sein! Also marschieren! In dieser Stunde noch zupaten! — Locht es in Capponis Brust. Frankreich in Anarchie! — Wann käme das Schicksal je wieder so fessend entgegen!

Capponi — ist er ein Treibender oder ein Getriebener? Ein Gestaltender oder von seinem Fatum Gefalteter? Teilt sich in dieser Minute seinem Blut der Weltenthusiasmus mit oder stemmt er sich ihm entgegen, als er jetzt den Telefonhörer ans Ohr reißt und die Chefs des Generalstabes und Admiralsstabes an seinen Arbeitsisch kitzelt, um ihnen die letzten harten Befehle einzuhändigen?

Es ist genau Mitternacht. Wende vom alten zum neuen Tag. Vor dem Palazzo Venezia hallen sich die Heerhaufen der Schwarshenden. Zwischen den plötzlich aufgetanen Fensterläden erschint jetzt der Casarenskopf des Duce. Ordane der Begeisterung umfluten ihn aus nächstlicher Tiefe heraus. Er hebt die Rechte zum Gruß. Die gehorsamen Trabantinnen erstaren in willenlosem Schweigen.

„Italiener! Faschisten!“ tönt von oben die harte und doch besaubende Stimme des Duce. „Ich weiß, ihr wartet auf meinen Befehl. Jetzt ist die Stunde reif, euch diesen Befehl auszurufen. Er ist geboren aus falter Vernunft und glühender Leidenschaft. Ihr werdet gegen Frankreich marschieren...!“

Die Schwarshenden rufen. Die Hand des Duce gebietet wieder Schweigen. „Gegen einen Feind werdet ihr marschieren, der Italien in schimpflichster Weise beleidigt und bedroht! In Frankreich ist die bolschewistische Revolution ausgebrochen und im Begriff, den Sieg zu erringen! Leon Brandt, der Aninos des Faschismus, hebt die Proletarierbeere des ganzen Erdteils auf euch! Italien soll die Frankreich zur Klotze werden. Faschisten, ihr werdet die asiatische Flut zerbrechen! Ich beantworte in fünf Minuten die Drohung des roten Usurators Brandt mit der Krlegserruna!“

Taumel erfasst die Schwarshenden. „Evviva il Duce!“